

korrigierte Fassung vom 23.11.2007

Martin Weingardt / Wolfgang Ilg:

Lebt die Jugendarbeit aus Fragen?

Impulsreferat

zur Verabschiedung von Hermann Hörtling

Bernhäuser Forst 15. November 2007

I.

(Martin Weingardt)

Wovon lebt die Jugendarbeit eigentlich? Eine solche Frage muss einen als Verantwortlichen eines großen Verbandes wie es das Evangelische Jugendwerk darstellt, immer wieder beschäftigen.

Sie lebt von den Ressourcen, die sie hat, wird vielleicht mancher sagen. Und wird dann nicht nur an die materiellen Ressourcen – Räume, Personalstellen, Technik, Material – denken, sondern auch an die immateriellen: geistige Güter; biblische Überlieferungen, theologische Wahrheiten; Gewissheiten, ethische Werte; Erfahrungsschätze; Kulturgüter, auch Güter der Verbandskultur; und selbstverständlich Kompetenzen und Fähigkeiten aller Art.

Nach etwas Nachdenken wird man möglicherweise nachsetzen und sagen: „Auch das reicht nicht. Man lebt als einzelner *und* auch als ein Werk dann, wenn man etwas will, wenn man weiß, *wohin* man will, etwas mit ganzer Kraft anstrebt. Wer nirgendwo hin will, steht still, und wer stehen bleibt, vergeht.“

Und so ist es auch mehr als verständlich, dass ich von Ihnen, Herr Alber, als Vorsitzendem des ejw gefragt wurde, ob ich nicht zum heutigen Anlass ein Referat zu Entwicklungen und Perspektiven der Jugendarbeit halten könne. Wir sind dann aber auf meinen Wunsch hin bei

der nun gewählten Formulierung gelandet. Zum einen weil zu solch einem Anlass der Part des *konzeptionellen* Ausblicks in die Zukunft, wenn dann *dir*, Hermann, gebühren würde. Zum anderen aber auch weil gerade die Jugendarbeit vielleicht aus noch tieferen Wassern schöpfen sollte. Und dazu möchten wir, Wolfgang Ilg und ich, an diesem Abend einige Impulse beisteuern.

Vielleicht lebt die Jugendarbeit ja immer wieder auch davon, dass sie in mancherlei Hinsicht noch keine klaren Perspektiven hat. Dass sie unsicher ist. Die Antwort noch unklar ist. Das wird möglicherweise für manchen ein gewöhnungsbedürftiger Gedanke sein. Wir sind es sehr gewöhnt, Klarheit zu suchen, zu behaupten - Antworten zu geben auf die Fragen und Herausforderungen der Zeit. Und ohne Zweifel ist dies auch eine Stärke, gerade in einer in vielerlei Hinsicht unsicher und orientierungslos gewordenen Welt.

Vieles ist in Bewegung, globale und lokale Kontexte, familiäre Rahmenbedingungen ebenso wie verbandliche. Und daraus resultiert aber zugleich die Gefahr für den Allzu-Sicheren. Dass er eine Klarheit behauptet, die keine Passung mehr findet zu einer unter der Hand veränderten Situation. Dass er bewährte Antworten gibt in vertrauten Formulierungen - aber die Fragestellungen oder zumindest die sprachlichen Fassungen der Menschen sind inzwischen ganz andere.

Von diesen veränderten Fragestellungen und Begriffen erfahren wir aber nur in Außenbeziehungen, wenn wir mit anderen im Gespräch sind, auch mit Menschen und Gruppen außerhalb des Werks. Wenn wir die Fragen und Anfragen der anderen mit hohem Interesse hören wollen. Wenn wir sie aktiv einfordern. Sonst sagen sie sie uns meist gar nicht.

Doch tun wir das hinreichend? Lassen sie mich etwas kritisch fragen: Signalisiert nicht bereits der Titel unseres Verbandsorgans – „Unter uns“ – eine gewisse Tendenz zur Fokussierung des Blicks auf die *inneren* Dinge, die Personen und Strukturen und Vorgänge und Konfliktlinien *im* Verband, in der Kirche, weniger auf außerhalb. Tatsächlich ist eine gewisse Blickverengung auch vor Ort m.E. immer wieder feststellbar – es gibt aber auch diejenigen, die die Öffnung des Blicks und der Kommunikation nach außen zu anderen gesellschaftlichen Gruppen und Arbeitsfeldern hin immer wieder fordern und fördern, und zu den zähltest ganz eindeutig auch du, Hermann.

Und so stößt es sicher auf deine Zustimmung, dass ich mit Wolfgang Ilg als Co-Referent absprach, dass er nun aus seinen verschiedenen auch außerkirchlichen Arbeitskontakten etwa in Evaluationsprojekten heraus, uns einfach einige Fragen weitergibt – insbesondere Fragen, die bei jenen, die von außen auf die Jugendarbeit schauen, entstehen, und uns vielleicht zum Nachdenken bringen können.

II.

(Wolfgang Ilg)

Lebt Jugendarbeit aus Fragen? Du, lieber Hermann, hast jedenfalls die Jugendarbeit immer wieder mit Fragen wach gehalten. Trotz deiner Position als Leiter habe ich bei dir den Mut zur Offenheit schätzen gelernt, der dem Fragen ja innewohnt. Wer fragt, will nicht diktieren, anführen, sondern andere anregen, sich selbst einzubringen. Wenige Menschen bringen es fertig, so wie du im letzten „unter uns“, einen Grundsatzartikel anstatt mit steilen Thesen mit zwei Fragen zu beenden.

Fragen bringen weiter – und zwar nicht nur die rhetorischen, sondern vor allem die echten, ganz offenen, vielleicht auch verwirrenden. Mein Impuls heute besteht deshalb aus einem kleinen Mosaik von Fragen. Zum Einen sind das Fragen, die mir in den letzten Jahren in Jugendarbeits-Projekten außerhalb des ejw über den Weg gelaufen sind, die mich beschäftigen, die uns mit einem Blick von außen schlaglichtartig herausfordern können. Zum Anderen geht es um Fragen, die *nicht* gestellt werden, die uns vielleicht abhanden gekommen sind.

1) Kann bei euch jeder mitmachen?

Über die Evaluation von Freizeiten bin ich seit einigen Jahren mit Verantwortlichen von anderen Jugendreiseveranstaltern in Kontakt. Eine der schillernden Figuren in dieser Szene ist Bernhard Porwol, der Gründer und Geschäftsführer von RUF-Jugendreisen, dem Marktführer im Bereich kommerzieller Freizeiten.

Er fragte mich einmal im Blick auf Freizeiten im ejw: „Kann bei euch eigentlich jeder mitmachen?“ Gemeint waren die Freizeitmitarbeiter und –mitarbeiterinnen. Natürlich liegt uns ein freudiges „Ja“ auf der Zunge. In Zeiten von Trainee, Aktivgruppe und „prosumer“ (wer nicht weiß, was das ist, kann es gleich in den letzten beiden „unter uns“ nachlesen) haben wir klar erkannt, dass Jugendarbeit nicht länger „für“, sondern „mit“ Jugendlichen gestaltet werden muss. Jugendliche werden zu Mitproduzenten, Mitarbeit wird niederschwellig ermöglicht, und ganz klar: Jeder kann mitmachen.

Bernhard Porwol dagegen verkündet ganz anderes: Wer bei RUF-Jugendreisen zum Teamer werden will, muss die mehrstufige RUF-Akademie (bei uns nennt man das Schnupper-, Grund- und Aufbaukurs) durchlaufen. Ein „hartes“ Auswahlverfahren ist selbstverständlich. Nicht jeder kann bei RUF mitmachen. Das ist Qualität, meint Porwol.

Diese Frage „Kann bei euch jeder mitmachen?“ gibt mir seither zu denken. Wie schaffen wir es, dass auf der einen Seite eine hohe Beteiligungskultur gelebt wird – und auf der anderen

Seite unser „Personal“ für Qualität steht? Beispiele, wie aus Mitleid oder Scheu vor Konflikten wichtige Posten von wenig befähigten Personen besetzt sind, kennt fast jeder von uns. Oft wird das aus scheinbarer Freundlichkeit über Jahre geduldet. Dieser Spagat von Beteiligung und Qualitätsbewusstsein ist für mich eine Frage, auf die ich keine leichte Antwort weiß.

2) Wo taucht evangelische Jugendarbeit auf?

Bei der Zusammenarbeit auf den Feldern Freizeiten und internationale Jugendbegegnungen mit Partnern aus dem nicht-kirchlichen Bereich begegnet mir ab und zu die Frage: Wo seid denn ihr von der Kirche? „Na, dick im Geschäft“, will ich antworten und verweise auf die hohen Beteiligungszahlen evangelischer Jugendarbeit. Das bestreitet auch niemand, aber die Frage ist anders gemeint: Wo seid ihr in den Fachdiskussionen auf Bundesebene? Warum tummelt ihr euch so wenig in den bunten Szenen der trägerübergreifenden Jugendarbeit? Habt ihr andere Themen als wir? Und wenn man dann zu diskutieren beginnt über die Themen, die „dran“ sind, merkt man rasch, wie ähnlich die Problemfelder sind. Die Frage klingt mir im Ohr: „Wo seid denn ihr von der kirchlichen Jugendarbeit – braucht ihr den Austausch mit anderen nicht?“

Evangelische Jugendarbeit gehört zu den „großen Spielern“ in der Jugendarbeits-Szene insgesamt. Das ermöglicht eigene Strukturen – man ist groß genug, um eigene Seminare für die eigenen Leute anzubieten, eigene Dachverbände aufzustellen usw. Doch diese Eigenständigkeit hat auch eine Schattenseite: Man kann problemlos unter sich bleiben, ist nicht gezwungen, mit anderen Verbänden zu kooperieren.

Sicherlich ist diese Wahrnehmung nicht allgemeingültig. Immer wieder begegne ich Vertretern der evangelischen Jugend, die sich fröhlich ins Getümmel der überverbandlichen Jugendarbeitsdiskussionen begeben. Aber selbstverständlich ist dieses Mitmischen nicht. Wir bleiben oft im eigenen frommen Milieu – und manchmal auch versteckt mit dem was wir tun.

Ein Jugendarbeitsforscher sagte es mir einmal mit einem Stoßseufzer: „Ihr Evangelischen macht doch so gute Arbeit. Warum geht ihr damit nicht stärker nach außen?“ Das gilt nicht nur für die Diskussionen auf Bundesebene, sondern schon in der eigenen Stadt. Wir machen gute und intensive Jugendarbeit – die neue ejw-Statistik belegt das mit eindrücklichen Zahlen. Warum sind wir dann oft so schüchtern in der Außendarstellung, haben „mehr im Laden als im Schaufenster“, wie du, Hermann, das gerne formulierst? Ist es das dumpfe Gefühl, christliche Jugendarbeit könne man jemanden, der mit dem Glauben nichts zu tun hat, nicht wirklich vermitteln?

Wo taucht evangelische Jugendarbeit auf? Kann denn eine Stadt, die auf einem Berge liegt, so mit sich selbst beschäftigt sein, dass sie nach außen verborgen bleibt?

3) Warum habe ich das noch nie gefragt?

Ich gebe es zu: Mein Blick auf die Jugendarbeit ist ein wenig verengt und sieht vor allem durch die Brille der Sozialforschung – aber so ist das eben, wenn man jemand mit dem Titel „Evaluator“ um einen Beitrag bittet... (das klingt irgendwie nach Terminator und ist auch fast so spannend!)

Kollegen aus anderen Ländern sind manchmal überrascht, warum in unserer Kirche die Kultur des wissenschaftlich durchdachten Fragens, also der Evaluation, so eine geringe Tradition hat. In der derzeit laufenden internationalen Vergleichsstudie zur Konfirmandenarbeit erlebe ich, dass das auch ganz anders gehen kann. So führt in Schweden ein spezielles „Church Research Institute“ regelmäßige Befragungen von Konfirmanden durch, die kontinuierlich zur Qualitätsverbesserung beitragen. Als ich gebeten wurde, die entsprechenden Studien für den deutschen Sprachraum zusammenzustellen, war diese Aufgabe rasch erledigt. Gute sozialwissenschaftliche Studien im kirchlichen Bereich haben bei uns keine Tradition. Oft liegen nicht einmal verlässliche Zahlen zum Teilnahmeverhalten vor.

Die empirische Abstinenz in der religionspädagogischen Forschung wurzelt in einer weit verbreiteten Kultur des Nichtfragens innerhalb der Kirche. Kaum ein Pfarrer, der den Kollegen mal fragt: Wie läuft dein Konfi? Was fällt dir schwer beim Predigen? Anstatt einer produktiven Neugier nach dem Motto: „Jetzt stellen wir uns mal ganz dumm“ herrscht oftmals eher Bunkermentalität: Ich geb' mir doch nicht die Blöße, durch eine Frage den Verdacht zu erwecken, ich sei nicht allwissend.

Eindrücklich ist mir die Situation in Erinnerung, als ich in einer Gemeinde beobachtend an verschiedenen Konfi 3-Gruppen teilnahm, um zu sehen, wie diese Konfirmandenarbeit in der 3. Klasse praktisch funktioniert. Nach einigen Hospitationen vereinbarte ich einen Interviewtermin mit dem örtlichen Jugendreferent, der seine Kinderarbeit als Anschlussangebot an Konfi 3 konzipiert hatte. Eine tolle Idee! Aber als ich fragte, welche Elemente von Konfi 3 er denn für die Jugendarbeit für kompatibel hielt, konnte er wenig sagen. „Ehrlich gesagt“, meinte er, „ich habe keine Ahnung, was die da in Konfi 3 machen. Warum hab ich die Konfi 3-Leute das eigentlich noch nie gefragt?“. Warum eigentlich nicht? Geht uns mit dieser Kultur des Nichtfragens nicht auch etwas verloren, was gerade christliche Jugendarbeit kennzeichnen müsste: Das Wachhalten von Fragen im Zusammensein mit den Jugendlichen?

4) Lebt der Glaube aus Fragen?

„Lebt christlicher Glaube aus Fragen?“ Meine biografische Antwort dazu ist ein klares Ja. Für mich waren es meine Fragen, die die evangelische Jugendarbeit interessant machten. Ich weiß noch, wie mich als 13-Jähriger Fragen umtrieben, von denen man nach außen vielleicht

gar nicht viel spürte. Zum Beispiel diese: Wie ist das eigentlich mit dem Tod – ist danach alles aus? Ich merkte, dass es da Fragen gab, auf die ich nicht unbedingt klare Antworten, aber doch ein gemeinsames Nachdenken mit anderen brauchte. Für mich waren es Schlüsselerlebnisse, dass über solche Erfahrungen gesprochen wurde: in der Jungenschaft, im Schülerbibelkreis, im Jugendkreis. Sich gemeinsam den Fragen stellen, war für mich das, was die Jugendgruppen gegenüber anderen Cliques auszeichnete. Lebt Jugendarbeit aus Fragen? Ja - wenn Jugendliche zum Fragen angeleitet, gelockt, eingeladen werden.

Machen wir die Jugendarbeit zu einem solchen Ort, an dem das gemeinsame Fragen gelebt wird? Fördern wir das Fragenstellen? Oder haben wir als Verantwortliche das Bedürfnis, rasche Antworten zu geben? Meinen wir gar, dass sich für einen frommen Menschen das Fragen nicht ziemt? Ich beobachte bei christlichen Jugendevents, dass das Fragen, das Hinterfragen, außer Mode kommt. Das Bedürfnis nach innerer Beheimatung und Feier des Glaubens hat mancherorts eine diskursive Auseinandersetzung mit Glauben und Zweifel in den Hintergrund gedrängt. Markantestes Zeichen dafür sind die Lieder, die gesungen werden.

Ich frage mich jedenfalls immer wieder, wenn ich beispielsweise bei Jugendgottesdiensten unter lautstark singenden Jugendlichen sitze: Drücken diese Lieder aus, was mein Nebensitzer denkt? „Herr, voll Ehrfurcht steh ich vor deinem Thron“: Meint der das? Oder ist der affirmative Grundton vieler Lobpreislieder dem Bedürfnis geschuldet, die Unsicherheiten des Glaubens durch Bekräftigen dogmatischer Aussagen wegzuwischen? Ich wage folgende These: Was wir in vielen Lobpreisliedern singen, wären oft existentielle Themen von Jugendlichen – sofern man die Aussagen in Fragen verwandeln würde.

Das würde ich mit Ihnen nun gerne gemeinsam ausprobieren. Ich habe mir dafür einen Klassiker der Lobpreis-Songs herausgesucht:

Lied „Etwas in mir“

a) Original¹

Etwas in mir zeigt mir, dass es dich wirklich gibt!
Ich bin gewiss, dass du lebst, mich kennst und mich liebst!
Du bringst mich zum Lachen, machst, dass mein Herz singt!
Du bringst mich zum Tanzen, meine Seele schwingt.
Ich atme auf in deiner Gegenwart.
Herr, du allein
gibst mir Freude, die von innen kommt,
Freude, die mir niemand nimmt.
Herr, du machst mein Leben hell mit dem Licht deiner Liebe!

Ich habe versucht, die Ausrufezeichen in Fragezeichen zu verwandeln, mit kleinen Eingriffen in den Text. Singen Sie doch einfach mal mit:

b) Veränderte Version von Wolfgang Ilg

Etwas in mir fragt sich, ob es dich wirklich gibt?
Wie werd ich gewiss, dass du lebst, mich kennst und mich liebst?
Wie mach's ich im Leiden, dass mein Herz singt?
Warum ist's so sel't'n, dass meine Seele schwingt?
Wo spür ich sie denn, deine Gegenwart?
Nicht ich allein
habe Fragen, die von innen komm'n.
Fragen, die nach Antwort schrei'n.
Mache doch mein Leben hell! Wo find ich deine Liebe?

Ist es gotteslästerlich, so zu singen? Nein, ich glaube nicht! Gott ist ein Freund der Fragen. Die Lieder der Bibel jedenfalls, die Psalmen, sind voller solcher Fragen.

Das Fragen, in dem Zweifel und Hoffnung, Glaubenserfahrung und Unsicherheit mitschwingen, macht unseren Glauben echt. Muten wir das uns und den Jugendlichen doch wieder zu. Sollten wir nicht Zeichen setzen? Fragezeichen?

¹ Text und Melodie: Albert Frey, in: Feiert Jesus 2, Nr. 71, © Hänssler-Verlag.

III.

(Martin Weingardt)

Von einem Wissenschaftler erwartet man wissenschaftliche Antworten. Aber auch in der Wissenschaft steht es einem gut an, wenn man die Texte und Bezugspunkte, auf die sich das jeweilige Gegenüber bezieht, ernst nimmt, zunächst sie genauer anschaut. Also erlaube ich mir heute statt eines Blicks in Fachliteratur oder Studien einen Blick ins Neue Testament.

Und da stand ein Schriftgelehrter auf und sprach: „Rabbi, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe? Er aber sprach zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du da? ...“ (Lukas 10, 25f)

Ich breche hier schon wieder ab. Solche Gesprächsaufträge finden wir – bei genauer Betrachtung – durchaus öfters in den Evangelien. Jemand kommt zu Jesus und fragt ihn etwas.

Wie oft kamen auf Sie - etwa als haupt- oder ehrenamtlicher Jugendarbeiter - denn schon Jugendliche zu und fragten sie? Vielleicht nicht unbedingt: „Was muss ich tun um ewiges Leben zu haben?“

- Aber möglicherweise: „Warum glaubst du denn noch an Gott?“
- Oder etwas ganz Konkretes: „Wie soll ich mich verhalten, meine beste Freundin hat mich angelogen?“
- Oder: „Meine Eltern wollen sich trennen, zu wem soll ich denn jetzt ziehen?“
- Oder etwas undramatischer: „Ich überleg mir, ob ich mir ein Tattoo stechen lasse. Was meinst du?“

Viele haben den Eindruck: Jugendliche sind *oberflächlich* geworden. Sie interessiert nichts Inhaltliches mehr. Sie wollen nichts diskutieren, fragen gar nichts mehr.

Vielleicht fragen sie nichts, weil sie bei uns Erwachsenen gar nicht sehen, gar nicht erleben, dass man Fragen stellt und zwar echte Fragen, nicht nur rhetorische, und auch *anderen* diese Fragen stellt – weil sie nicht erleben, wie man fragt und wie man mit Fragen umgeht.

Wie ging Jesus mit der gestellten Frage um: er stellte eine Gegenfrage. Nicht, weil er ausweichen wollte. Nein, er will hören, welche Antworten sein Gesprächspartner – der ja als Schriftgelehrter schon oft darüber nachdachte – generiert hat. Was der andere bereits sieht, schon erkannt hat. Und der weiß durchaus was.

„Der Schriftgelehrte sprach: ‚Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, mit all deine Kräfte und von ganzem Gemüt und auch deinen Nächsten wie dich selbst.‘ Jesus sprach: ‚Du hast recht geantwortet. Tu das, so wirst du leben.‘

Großartig, kann ich da als Pädagoge nur sagen! Da wird einer doppelt gestärkt. Er hat nun eine Antwort, die von einer Autorität, einem Rabbi, bestätigt wurde, *und* er hat erfahren, dass er selbst in der Lage ist, treffende Antworten zu generieren. Seine Potenziale wurden bestätigt, tendenziell verstärkt.

Und wir in Kirche und Jugendarbeit: Wollen wir in unserer Gesprächskultur auch zunächst wissen, was der *andere* bereits an Überlegungen und Anläufen zur Beantwortung entwickelt hat – oder legen wir umgehend los mit der eigenen Antwort? Vielleicht weil wir dem anderen die Antwort nicht zutrauen? Weil wir es besser wissen? Weil wir es gar nicht anders kennen?

Welche *Gesprächskultur* pflegen wir, welches Frage- und Antwortverhalten erleben und lernen Jugendliche bei uns? Machen wir Erwachsene nicht auch fast alle persönlichen Fragen mit uns selbst aus, oder gegebenenfalls noch mit dem Ehepartner? Wann haben Sie zum letzten Mal einen anderen um Rat gefragt in persönlichen Dingen? Und selbst in weniger persönlichen Dingen – Kirche, Politik, gesellschaftliche Fragen, was auch immer – wir fragen uns kaum mehr *gegenseitig*, wie wir die Dinge sehen. Viele wollen die Sichtweise des anderen gar nicht wirklich hören, sondern wollen nur ihre bereits gebildete eigene Meinung wortreich äußern.

Und in der Schule erleben Jugendliche auch keine andere Fragekultur: Lehrer stellen doch i.d.R. nur Fragen, deren Antwort sie längst wissen. Der Nobelpreisträger Isidor Isaac Rabi schrieb einmal:

"Meine Mutter machte mich unbeabsichtigt zum Wissenschaftler. Jede andere jüdische Mutter in Brooklyn fragte ihr Kind nach der Schule: ‚So? Hast du heute etwas gelernt?‘ - Aber nicht meine Mutter. ‚Izzy,‘ sagte sie, ‚hast du heute eine gute Frage gestellt?‘ Dieser Unterschied - gute Fragen zu stellen - machte mich zum Wissenschaftler."

Es ist wohl kein Zufall, dass dies in einer jüdischen Familie so geschah. Das Judentum hat eine tief verwurzelte Kultur des Fragens und dialogischen Redens, die nicht nur in der Bibel an allen Ecken entgegentritt, sondern auch im Talmud und den Erzählungen der Chassidim. Ein Rabbi weiß, warum und wie man Fragen stellt.

Etwa so wie es Heinz von Foerster, einer der Väter des Konstruktivismus meint, der einmal sagte: „Eine Frage ist illegitim, wenn ihre Antwort bereits bekannt ist. Legitime Fragen wären hingegen solche, auf die es noch keine fertige Antwort gibt. Wäre es nicht schön, wenn wir uns (..) vorrangig mit legitimen Fragen abgeben würden?“ Ohne Zweifel ist das eine einseitige Wertung, insbesondere für Pädagogen schwierig, da beispielsweise in einem

gemeinsamen fragend-entwickelnden Verfahren im Unterricht den Kinder und Jugendlichen ja auch Dinge vermittelt bzw. erschlossen werden können, die dem Pädagogen durchaus bereits geläufig sind.

Aber lassen Sie uns dem noch etwas nachspüren: Was geschieht denn bei einem im Sinne von Foerster legitimen, einem ehrlichen offenen Fragen, bei dem der Fragende die Antwort nicht bereits vollständig weiß?

Der Fragende macht ein Dreifaches deutlich:

1. Es gibt etwas, das ich noch nicht beantworten kann.
→ Er bzw. sie verdeutlicht einen eigenen Mangel: „Mir **fehlt** etwas, eine Antwort.“
2. Du kannst es vielleicht beantworten, deshalb frage ich dich.
→ Er bzw. sie verdeutlicht eine Erwartung und damit eine **Vorschub-Wertschätzung** der Kompetenz des Gefragten: „Ich traue dir ein Antwort zu!“
3. Unsere **Beziehung ist wichtig**, weil ich durch unser Gespräch einer Antwort näher kommen könnte.

Der Gefragte erfährt:

1. Ich habe etwas zu **geben**: ich werde gefragt!
2. Ich bin wichtig in einer Beziehung:
ein anderer **braucht mich** als Gesprächspartner.
3. Ich empfangen durch seine Frage einen **Impuls**, der vielleicht auch für mich selbst und mein eigenes Leben wichtig sein könnte.
4. Vielleicht kann ich diesem anderen **auch einmal eine Frage stellen**, er will ja mit mir reden, er vertraut mir; ich kann ihm, glaube ich, auch vertrauen.

Durch das Fragen erst wird ein Denk-, ein Gesprächs- und ein Beziehungsgeschehen in Gang gesetzt. Das Vortragen von Gedanken *ohne zuvor gestellte Frage* kann dieses Geschehen niemals so vielschichtig auslösen.

Welche *Gesprächskultur* pflegen wir, welches Frage- und Antwortverhalten erleben und lernen Jugendliche bei uns, in den Gottesdiensten, den Gruppenstunden und auf den Freizeiten? Stellen wir vor allem rhetorische Fragen, illegitime Fragen – wie v. Förster meint? Also Fragen mit dem unausgesprochen mitschwingenden Unterton: 'Also *diese* Frage darfst du dir ruhig auch mal stellen, die ist nämlich echt wichtig, und ich weiß übrigens auch schon die Antwort, falls es dich interessiert.' Oder stellen wir den Jugendlichen legitime Fragen, solche auf die wir die Antwort noch nicht oder zumindest nicht vollständig wissen?

Fragen, zu deren Beantwortung wir die Jugendlichen – mit ihren unfrisierten Überlegungen und unkonventionellen neuen Zugriffsweisen, ihrer unverbrauchten gedanklichen Kreativität – **wirklich** zu brauchen meinen?

Vielleicht würden sie durch eine solche Gesprächserfahrung ermutigt und angeregt werden, auch das, was sie *selbst* emotional oder gedanklich umtreibt, nun in Form von Fragen zu fassen und jetzt – in einem zweiten Schritt erst! – auch uns zu fragen.

Eine solch respektvoll-sensible Gesprächskultur, die Jugendliche ernst nimmt, eine **Kultur des Lebens aus Fragen**, könnte in dreifacher Hinsicht relevant werden für das Jugendwerk:

- (1) Als ein Ort der **Vitalisierung** der Jugendarbeit, weil sie verstärkt von ihrer Zielgruppe neue Impulse empfängt und mit ihr auf dem Weg des Fragens unterwegs ist;
- (2) Ein wichtigstes **kulturelles Element** in einer gesellschaftlichen Situation, wo nahezu jede Talkshow im Fernsehen und jede Diskussionsrunde uns verdeutlicht: Wir haben das *Hinhören* verlernt, den Diskurs verlernt, das Stellen *wichtiger* Fragen, das *wache* Aufnehmen der Antwortbeiträge und Impulse anderer und vor allem das *gemeinsame* Generieren von Antworten.
- (3) Als ein originärer **Bildungsbeitrag** der evangelischen Jugendarbeit, die sich zunehmend auch zu fragen hat, was sie eigentlich Spezifisches einbringen kann, das andere Bildungsträger nicht ebenso leisten könnten: die Jugendarbeit könnte diese Kultur des Fragens als Teil ihres Propriums erkennen.

Denn dass dieses Fragen unmittelbar mit Geist und Botschaft des Evangeliums verbunden ist, zeigt uns nicht zuletzt der Blick auf das Verhalten Jesu. Die Evangelien zeigen ihn uns als einen,

- bei dem oft zum Auftakt oder Abschluss seines Redens oder Tuns eine Frage im Raum stand;
- der gerne in Gleichnissen sprach, die dem Fragenden das Finden der Antwort anregten, aber nicht abnahmen;
- der seine Jünger als seine Freunde ansah und sie immer wieder etwas fragte: etwa „Was sagen denn die Leute, wer ich sei? ...Und was meint ihr denn?“;
- der selbst im Sterben am Kreuz noch im Fragen war: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“;
- der als Auferstandener sehr deutlich als Fragender in Erscheinung tritt:
Als Wegbegleiter zweier Jünger auf dem Weg nach Emmaus, die er mit einer Frage anspricht: „Was sind das für Dinge, die ihr miteinander verhandelt? Und sie blieben stehen...“ oder am See Genezareth (Joh. 21): seine erste Frage war „Meine Kinder

habt ihr nicht etwas zu essen?“, und dann die andere „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich?“ ...

Du Hermann, hast diese Spur des Fragens immer wieder erspürt und aufgenommen gelebt, hast gerne Fragen in den Raum gestellt und nachwirken lassen. Im letzten von dir verantworteten ejw-Andachtsheft von 2007 stammt die letzte Andacht aus deiner Feder und sie endet mit vier Fragen, die wir abschließend von dir aufnehmen wollen und in einer *Kultur des Lebens aus Fragen* als Einzelne oder auch als Werk immer wieder stellen sollten:

- Was ist bei mir dran?
- Wo kann ich nicht mehr bleiben?
- Wo herrscht Stillstand?
- Was hindert mich am Aufbruch?

Prof. Dr. Martin Weingardt; Pädagogische Hochschule Ludwigsburg

weingardt@ph-ludwigsburg.de

Wolfgang Ilg; Pfarrer z.A., Dipl.-Psych.; Universität Tübingen

wolfgang.ilg@gmx.net